

Von Pendlern und Galliern

Die Gemeinde Saints will nicht zum Schlafdorf von Paris verkommen

SUZANNE KRAUSE*

Beim „pot de l'amitié“ im modernen Gemeindehaus von Saints fließt der Kir Briard, gemixt aus Johannisbeersirup und Cidre, in Strömen. An diesem sonnigen und warmen Freitagabend im April bevölkert ein Gutteil der Gemeindeglieder fröhlich den langgezogenen, lichtdurchfluteten Saal, diskutiert in Grüppchen vor dem Buffet kleiner Häppchen und zelebriert Gemeinschaftsinn. Ganz nach dem Wunsch der Rathausmannschaft, die seit zwei Jahren nunmehr regelmäßig im Frühjahr solch eine kleine Feier veranstaltet: Seit mehreren Jahren erlebt der kleine Ort, im Herzen der Region Brie gelegen, massiven Zulauf neuer Einwohner. Genau wie seine Nachbarorte. Ein Trend, zu dem „Le Monde“ im vergangenen Mai titelte: „Das Departement Seine-et-Marne möchte nicht zum Schlafsaal der Île-de-France verkommen.“ Es sind vor allem junge Familien mit kleinen Kindern, die Paris und seine Vororte fliehen, um sich im Grünen anzusiedeln, weiter östlich, wo das eigene Häuschen noch erschwinglich ist. Beispielsweise in Saints, 60 Kilometer vor den Toren der Hauptstadt. Die Zuzügler jedoch haben das Leben hier etwas aus dem beschaulichen Trott gebracht. Da vertraut sich beim zweiten oder dritten Gläschen Aperitif ein Alteingesessener aus

dem Dorf sogar der fremden Journalistin an. Wie es sich früher gehörte, sei er noch im Dorf in seinem Elternhaus zur Welt gekommen, berichtet er: „Doch in unserer Heimat ist es nicht mehr so wie früher. Früher, wie soll ich sagen, da ging es hier noch viel familiärer zu, verstehen Sie? Da kannte hier jeder jeden.“ Die neuen Pendler aber, die ihre Arbeitsplätze in Paris oder den Vororten behalten haben, die fahren morgens früh weg und kommen abends spät nach Hause. „Wie soll man sich da noch kennen lernen können?“, fragt der Mann resigniert. Diese Entwicklung habe vor zehn Jahren begonnen: „Damals waren wir hier vielleicht mal 1 000 Einwohner, heute sind wir mindestens 1 200 oder vielleicht noch mehr.“

Seine Klageliste über den Niedergang der Sitten im Dorf ist lang: Wegen der Pendler verkäme Saints zum Schlafdorf, fürchtet er vor allem. Und da würden nun unterschiedliche Mentalitäten hart aufeinanderprallen. Die neuen Anwohner ließen nach einem Picknick im Wald die Abfälle einfach liegen. Die berufstätigen Eltern hätten wenig Zeit, ihren Nachwuchs zu beaufsichtigen – die Jugendlichen würden mit ihren Dummheiten die Dorfkinder mitziehen. Und dauernd würde man neue Gesichter sehen im Ort. Kurz-

* Suzanne Krause, Paris-Info, lebt als freie Journalistin in der Nähe von Paris.

um: Nichts ist mehr wie es war in Saints, resümiert der Alteingesessene. „Nur ein Beispiel: Früher hatte jeder viel Platz um sein Haus herum. Da konnte man abends in der Unterhose durch den Garten laufen und keiner guckte. Mittlerweile wurden viele Baulücken im Ort geschlossen und die Leute sitzen sich nun gegenseitig geradezu auf der Pelle, wie in einer Kleinstadt. Ich komm' damit nicht klar.“

„Les rurbains“

Das ist ein Thema, mit dem sich auch Bürgermeister *André Louvet* auseinander setzen muss. In der letzten Ausgabe des jährlich erscheinenden Gemeindeblatts „*Clin d'oeil*“ hält er in seinem Vorwort fest: „Die Alteingesessenen müssen sich eingestehen, dass sich das Leben in Saints verändert und die Neuankömmlinge müssen Anstrengungen unternehmen, um nicht allzusehr das angenehme Leben umzumodeln, das sie doch eigentlich in unser Dorf gelockt hat.“ Dabei hat die Gemeinde schon einige „Einwandererwellen“ erfolgreich integriert. Während der großen Landflucht zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und 1975 gingen viele freistehende Häuser in den Besitz von Hauptstadtbewohnern über, als Ferien- und Wochenendsitz: zum Höhepunkt der Welle jedes dritte Anwesen. Dann, vor rund 30 Jahren, wechselte diese Mode zugunsten der Bretagne und der Normandie; in die früheren Feriensitze kauften sich Leute aus der Provinz ein, die in Paris Arbeit fanden, aber auf dem Land leben wollten. Eine Bevölkerung, die heute in Rente und vielfach zurück in ihre Heimatregionen geht. Die neuen Ankömmlinge hingegen lebten bislang im urbanen Umfeld, häufig in Mietskasernen mit anonymen Atmosphäre, daran gewöhnt, im Alltag alle Dienstleistungen und Angebote eines Ballungsgebietes in Reichweite zu haben. Im Handgepäck bringen sie den Pariser Stress mit ins Grüne. Als „rurbains“ werden sie be-

zeichnet – ein Wortspiel aus „rural“ und „rurbain“, das für den Spagat zwischen Land- und Stadtleben steht.

Eine Herausforderung für Saints. Bei einer Ortsbesichtigung wird deutlich, mit welchen Schwierigkeiten die kleine Gemeinde zu kämpfen hat. Ausgangspunkt ist das Rathaus, ein strenger Steinbau, Ende des 19. Jahrhunderts errichtet und an der Grande Rue, der Hauptstraße gelegen. Hier im Foyer hängt eine große Landkarte, auf der die Gemeindegrenzen abgesteckt sind, ein Gebiet von 1 953 Hektar. „Das sind drei Hektar mehr als das Fürstentum von Monaco“, fügt *Gérard Le Gratiet*, die rechte Hand des Bürgermeisters, lachend hinzu: „aber leider verfügen wir nicht über dieselben finanziellen Mittel.“ Die Hochhäuser von Monaco würden ihnen sicher nicht fehlen, das Meer schon eher, vor allem aber die Einnahmen aus dem Casino, ulkt *Le Gratiet*: „Dann könnten wir in Saints eine ganz andere Politik machen.“ Der Bürgermeister nickt zustimmend. *André Louvet* ist mittelgroß, schlank, im Rentenalter, der Blick offen und wach, vom Typus ein bißchen reserviert, aber aufgeschlossen und rührig. Bedächtig listet er auf: Zur Gemeinde gehören insgesamt 27 Weiler und einzelne Höfe. Vom kleinen Weiler Beuvron im Süden bis zu Epieds im Norden sind es zehn Kilometer Distanz. Und die Weiler liegen versprengt über das ganze Gebiet, dessen Herzstück in der Mitte das Dorf Saints bildet. Ein enormes Territorium mit einem weitverzweigten Wege-Netz, für dessen Unterhalt die Gemeinde aufkommen muss. Das Rathaus kann sich nur einen Schulbus leisten und so müssen die Eltern, die in abgelegenen Weilern wohnen, ihre Kinder zur nächsten Haltestelle fahren. Mit dem Schulbus alle Weiler abzufahren, würde viel zu lange dauern.

Auf der Landkarte ist deutlich sichtbar, dass die Gemeinde aus zwei verschiedenen Welten besteht: im Norden Agrargebiet mit Feldern und Bauernhöfen, recht dünn besie-

delt. Und unterhalb von Saints, im Süden, liegt das Aubetin-Tal, dicht besiedelt, mit einem Waldstück und sehr idyllischen Winkeln, von denen einer vielsagend Paradis heißt. Dort hätten sich bislang alle Zuzügler angesiedelt. Doch neuerdings zögen Neuankömmlinge auch in die nördliche Partie, dahin, wo es bislang nur Bauern gab. Denn nur dort, mitten im traditionellen Agrargebiet, finden sie noch freie Häuser, berichtet Louvet: „Die Käufer erzählen mir stolz von ihren Plänen, die ehemaligen Bauernhöfe in vier abgeschlossene Wohnungen umzubauen. Sowas hat es bei uns noch nie gegeben.“

Impulse aus dem Rathaus

Die Geschichte von Saints lässt sich in alten Schriften bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen. Auch Kelten und Römer bevölkerten mal die Gegend. Der frühere Wohlstand der Gemeinde lässt sich an manchen Prachtbauten an der Grande Rue ablesen: große, zweistöckige Gebäude aus dem 19. Jahrhundert, schmucke Anwesen aus hellem Feldstein, mit roten Schindeldächern und Balkonen mit schmiedeeisernen Brüstungen, die sehr gutbürgerlich wirken. Kein Wunder, Saints liegt inmitten der Kornkammer von Paris. Und lange Zeit brachte auch der Zuckerrübenanbau gutes Geld, bis die französische Zuckerproduktion in den 1960er Jahren auf dem Weltmarkt ausgebootet wurde. Auch der weltberühmte Brie-Käse hat hier eine seiner Wiegen. Im Ortskern von Saints sieht es fast noch so aus wie auf historischen Postkarten; die Uhr scheint ein bißchen stehen geblieben zu sein. Doch als Louvet seine Besichtigungstour vor dem Rathaus beginnt, wird er von einer jungen Frau mit Kleinkind angesprochen: Mit Tränen in den Augen erzählt sie, ihr sei gerade das Auto geklaut worden. So was kommt nun auch in Saints vor, seit einigen Jahren immer häufiger.

Beim Bummel durch die Grande Rue, die sich im Zickzack durch das Dorf schlängelt,

resümiert Bürgermeister André Louvet: „Hier in diesem Haus war früher ein Café mit einem Krämerladen. Nebenan residierte der Klempner, ein Stückchen weiter war ein Friseur-Salon. Da war ich noch Kunde.“ Heute sind diese Läden alle dicht. Doch am Kirchplatz hat die Gemeinde vor vier, fünf Jahren ein Café mit Krämerladen neu eröffnet. „Wir haben das Haus gekauft und einen Wirt als Pächter gefunden“, erzählt der Bürgermeister mit gewissem Stolz. Der vorherige Besitzer habe lange vergeblich einen Nachfolger gesucht: „Da sind wir vom Rathaus in die Bresche gesprungen, weil wir meinen, ein solcher Laden wird hier unbedingt gebraucht, er sorgt für mehr Lebensqualität im Dorf.“

Das kleine Anwesen ist das Herzstück von Saints. Ein Komplex von vielleicht 70, 80 Quadratmetern: rechts die geräumige und einladend wirkende Kneipe mit Blick ins Grüne, links der lange, schmale Krämerladen, vollgestellt mit Waren. In diesem Universum gibt es alles Lebensnotwendige: Milchprodukte, Wein, Kuchen, fertige Gerichte, die Wirt Jean-Jacques Turgis selbst herstellt. Dazu Konserven aller Art, Wasser und sogar frisches Obst und Gemüse. „Und wenn meine Kunden es wünschen, liefere ich auch nach Hause“, erläutert Turgis, „vor allem für die Alten im Dorf.“ In der Kneipe gibt es Stellwände für Zeitungen und Zeitschriften und einen Verkaufsschalter für Tabakwaren und für Lotto-Toto. Seit vergangenen September hat Turgis das Geschäft übernommen und arbeitet wie ein Wilder, um sich eine Stammkundschaft aufzubauen: von 7 Uhr früh bis 19 Uhr 30, an sieben Tagen in der Woche: „Als ich hier anfang, sagten die Leute beim Reinkommen nicht mal Guten Tag. Jetzt aber grüßen sich alle, das macht das Leben doch viel angenehmer.“

Turgis ist voller Tatendrang und Pläne, seine Aktivitäten auszuweiten. Er will eine neue Tiefkühltruhe installieren – für mehr Fertiggerichte für die Pendler, am Wochenende Grillhähnchen zum Mitnehmen zubereiten,

einen kleinen Mittagstisch eröffnen und einen Boule-Platz anlegen, um abends mehr Kundschaft anzulocken: „Das würde auch das Dorf beleben. Wir haben hier einen Bürgermeister, der sich wirklich für die Belange der Gemeinde einsetzt, genau wie der Gemeinderat.“ Auch das Komitee, das die Feste in Saints organisiert, sei sehr aktiv. Sehr engagiert hat sich beispielsweise auch *Michelle Focraud*, die einen Katzensprung entfernt vom Café-Krämerladen wohnt. 1987 zog die burschikos wirkende Blonde mit Mann und zwei Söhnen her, weg aus der Pariser Region, weg vom Lärm des benachbarten Flughafens, hinein ins selbstgebaute Heim, das hier für die Familie noch erschwinglich war. Und mitten hinein ins Dorfleben: *Michelle*, inzwischen dreifache Mutter, kümmert sich mit großem Einsatz um einen Verein, der vielfältige Freizeitaktivitäten für Jung und Alt anbietet. Auf Wunsch des Bürgermeisters sitzt sie auch im Gemeinderat. Dabei ist ihr Arbeitstag als Tagesmutter aufreibend genug: Mehr als elf Stunden am Tag betreut sie eine Handvoll Kinder, vom Baby bis zum Schüler. Sie ist eine von mittlerweile sechs Tagesmüttern im Ort, doch dieses Angebot deckt lange nicht die Nachfrage.

Turgis denkt wohl auch an Persönlichkeiten wie *Michelle Focraud*, wenn er zusammenfasst: „Wenn ein Dorf nicht eine solch engagierte Mannschaft im Rathaus hat, dann stirbt es. Saints aber ist ziemlich lebendig, es ist ein Ort, an dem sich gut leben lässt.“ Zum Leben in Saints gehören auch die Bäckerei und die Arztpraxis, letztere untergebracht im früheren Postgebäude, beide von der Gemeinde eingerichtet und verpachtet. Diese Pächterlöse und die Mieten aus den Wohnungen, die über dem Café-Krämerladen eingerichtet wurden, sanieren das Gemeinde-Budget. Stolz verweist *Louvet* auch auf den kommunalen Tennisplatz und die Betreuungsgruppe für Schüler vor und nach dem Unterricht, die die Gemeinde mit einem Nachbarort vor zwei Jahren eingerichtet hat, um den

berufstätigen Eltern das Leben zu erleichtern.

Hoher Preis fürs Pendeln

Denn der Alltag der Pendler ist hart genug. Dazu gehören die tagtäglichen zähen Staus nach und von Paris, bei der sich die normale Fahrtzeit von einer Stunde locker verdoppelt. Der nächste Bahnhof befindet sich in *Coulommiers*, eine Kleinstadt mit knapp 15 000 Einwohnern, zehn Kilometer weiter östlich. Ganze fünf Züge am Tag steuern die Hauptstadt an – wenn nicht das Personal streikt oder eine Lokpanne auftritt. Bürgermeister *Louvet* erzählt, dass 80 Prozent der Erwerbstätigen aus der Gemeinde ihren Job in Paris ausüben. Oder in *Marne-la-Vallée*, wo rund um den Freizeitpark *Disneyland Paris* im letzten Jahrzehnt massiv Arbeitsplätze geschaffen wurden. Doch beim Spagat zwischen dem Job in der Stadt und dem Feierabend im idyllischen Grünen zahlen viele einen hohen Preis, berichtet eine Allgemeinärztin aus der Nachbargemeinde von Saints. *Véronique Chastel-Gignac* teilt sich die Praxis mit einer Kollegin. Sie arbeitet dienstags, freitags und sogar samstags, die Kollegin an den restlichen Wochentagen. Die Ärztin erklärt, sie habe einen Halbtagsjob, doch es handelt sich um einen Marathon: Ab 7 Uhr 30 ist sie auf Hausbesuchen, ab 11, 12 Uhr in der Praxis. Und dies meist bis Mitternacht, wegen der Pendler, erläutert *Chastel-Gignac*: „Unter meinen Patienten habe ich immer mehr junge Elternpaare, die kürzlich in die Region zogen und die nun unter den Alltagsorgen zusammenbrechen.“ Frau Doktor listet auf: die Schulden fürs Häuschen, der Mangel an Erholung für die Zuzügler – häufig geht ihr kostbares Wochenende mit Bauarbeiten drauf –, die langen Wege zum Arbeitsplatz und die täglichen Verkehrsprobleme. Und wer nicht pünktlich zur Arbeit kommt, riskiert auf Dauer seinen Job. Wenn die Eltern abends spät nach Hause kommen, müssen sie noch die Kinder bei der Tagesmutter ab-

holen. „All das bringt mit sich, dass die Leute unter starken Ängsten und Depressionen leiden. Dass sie häufig krank sind, mehr als gestresst, völlig übermüdet und massiv Antidepressiva schlucken. Unter der permanenten Anspannung leidet dann auch die Ehe: Immer wieder erlebe ich, dass der Traum vom Leben im Grünen mit der Scheidung und dem Verkauf des Hauses endet“, erzählt Chastel-Gignac aus dem Praxisalltag.

„...wie unter einer Glasglocke“

Einige Kilometer entfernt präsentiert *Sophie Dupont* ihre Schatzkammer: einen kleinen Secondhand-Laden in der umgebauten Garage gegenüber ihrem Haus. Hier hängen an langen Kleiderstangen dichtgedrängt Sommerkleider, Abendroben, Theaterkostüme, Herrenanzüge. An den Wänden stapeln sich in Kartons Babysachen, Handtaschen, Spielzeug. Eine Fundgrube, gedacht für gute Zwecke: Bedürftige bekommen kostenlos ein Kleiderpaket, und den Erlös aus dem normalen Verkauf nutzt *Sophie*, um Kindern aus Sozialbaughetτος eine Ferienreise zu finanzieren. „*Vestiaire*“ – Kleiderkammer – nennt sich ihr Verein. Vor acht Jahren zog die Familie *Dupont*, Vater, Mutter und vier Söhne, damals zwischen 14 und 9 Jahre alt, nach *Saints*, in den kleinen Hof im Windschatten des Rathauses, den sie einige Jahre zuvor als Wochenendsitz erstanden und in Eigenarbeit anspruchsvoll renoviert haben. Hier kam Nesthäkchen *Henry* zur Welt. *Sophie* und ihr Ehemann *Georges* hatten beschlossen, sich intensiv um die Erziehung der Kinder zu kümmern. Ein hehrer Wunsch, dessen Umsetzung zum alltäglichen Hürdenlauf wurde, angesichts von fünf Kindern, die alle unterschiedliche Schulen besuchten, unterschiedliche Freizeitaktivitäten hatten, vor allem in *Coulommiers*. An manchen Tagen kutschte *Sophie* da fünf Mal zwischen *Saints* und der benachbarten Kleinstadt hin und her: „Hätte ich ein Taxi-Schild am Auto anbringen kön-

nen, hätte ich daraus meinen neuen Beruf gemacht.“ So hatten *Sophie* und ihr Mann sich das Landleben eigentlich nicht vorgestellt. Die *Prêt-à-porter*-Klamottenfirma, die sich die beiden in *Paris* aufgebaut hatten, ging nach dem Umzug baden. *Georges* machte sich im Bankwesen selbstständig und arbeitete zu Hause. Und *Sophie* fand sich mühsam in ein Hausfrauen-Dasein ein. „Ich habe mein früheres Leben erstmal total begraben müssen, die Kontakte in der Arbeitswelt, mit dem Freundeskreis“, fasst sie zusammen, „ich habe sehr gelitten.“ Ins Berufsleben hat die engagierte Mutter bis heute nicht zurückgefunden. Und die Kontakte mit den Nachbarn sind eher beschränkt: „Wir haben wenig Berührungspunkte mit den Leuten in *Saints*.“ *Sophie* blüht auf, wenn die alten Freunde aus *Paris* zu Besuch kommen. Zum Kurzurlaub auf dem Land, mit Grillfesten im Garten: „Sie genießen das Ganze hier so wie wir vor zehn Jahren, als wir noch nur am Wochenende hierher kamen, immer bei schönem Wetter, für einen Spaziergang in der frischen Landluft.“ Wenn *Sophie* mal ausgeht, dann zumeist in *Paris*, zu ihren dortigen Freunden: „Es stimmt, in *Saints* lebe ich wie unter einer Glasglocke.“

Es ist 15 Uhr. Hinter der Mauer, die *Sophies* gepflegten Garten umschließt, tobt eine fröhliche Kinderschar im Pausenhof der Vorschule. Viel junges Leben im alten Dorf. Doch wie die Zukunft aussieht, das weiß keiner. Tagesmutter *Michelle Focraud* denkt daran, wegzuziehen, noch weiter aufs Land raus, wenn der Run von Zuzüglern auf *Saints* weiter anhält. Ihr Haus wird sie mit viel Gewinn an einen Makler geben können: In *Coulommiers* ist die Zahl der Immobilienhändler im letzten Jahr geradezu explodiert, von sechs Agenturen auf 14. *Sophie Dupont* und ihr Mann werden wohl nach *Paris* zurückkehren, wenn die letzten beiden Söhne aus dem Haus sind. Und *Saints* dann wieder nur noch als Zweitsitz für Familientreffen nutzen.

Widerstand gegen Wildwuchs

Nebenan, in seinem Büro, wiegt Bürgermeister André Louvet den Kopf sorgenvoll hin und her. Er braucht viel Fingerspitzengefühl, die alte und die neue Landbevölkerung miteinander zu versöhnen: „Denn bei dem Zulauf, den wir seit zwei, drei Jahren nun erleben, fragen wir uns langsam, wer sich hier an wen anpassen muss: die Zuzügler an uns oder wir an die Zuzügler.“ Auf Wunsch ihrer Wähler versucht sich die Rathausmannschaft an einer Gratwanderung: dem Widerstand gegen weiteren Zuzug, der besseren Versorgung der alltäglichen, gestiegenen Bedürfnisse in der Gemeinde. In vielen Nachbargemeinden wachsen am Ortsrand Neubausiedlungen von Fertighäusern, die sich gleichen wie ein Ei dem anderen, wie Pilze aus dem Boden. In Saints dürfen nur Lücken im Hauptort und den Weilern bebaut werden. Denn Louvet ist überzeugt: „Neues Bauland auszuweisen, das macht keinen Sinn, denn in der Gegend

gibt es viel zu wenig Arbeitsplätze.“ Die Region, der Staat müsse erstmal definieren, wo im Pariser Becken neue Gewerbegebiete entstehen dürfen – ein entsprechender offizieller Strukturplan ist in Arbeit und dürfte in zwei Jahren fertig sein. Solange jedoch nicht klar sei, ob im Umfeld neue Arbeitsplätze entstehen werden, solange hat der Bürgermeister von Saints keine Lust, die Gemeinde wild wachsen zu lassen. „Da lasse ich nicht mit mir verhandeln“, meint er kategorisch: „Denn für uns heißt Leben auf dem Land nicht, tagtäglich gestresste Pendler als Nachbarn erleben zu müssen.“ Saints ein Schlafdorf? Nein danke, kommentiert André Louvet: „Wenn bei der nächsten Kommunalwahl ein anderer Bürgermeister gewinnt, wird er vielleicht eine andere Politik machen. Aber derzeit gibt es jedenfalls wohl kaum einen in der Gemeinde, der dafür wäre, das Dorf zu vergrößern.“